

Mit jungen Männern allein sind wir verloren

Eine künftige Wehrpflicht sollte alle Lebensalter und Gesellschaftssphären erfassen.

Von Burkhard Meißner

Im Feuilleton dieser Zeitung wird über die Wehrpflicht debattiert. Der Althistoriker Egon Flaig deutete sie (F.A.Z. vom 11. März) als notwendige Implikation der Bürgerrolle in einer Republik. Die Politikwissenschaftler Oliver Eberl und Julian Nicolai Hofmann (F.A.Z. vom 9. April) dagegen warnten vor ihr: Partizipationschancen, Egalitätsansprüche, materielle Vorteile und Sozialtransfers könnten zur Verteidigung motivieren, wo eine Pflicht angeblich abschrecken müsste, obwohl doch historisch betrachtet die Wehrpflicht und der Aufbau der Bundeswehr zur Herabsetzung des Wahlalters auf achtzehn geführt haben, Partizipation also dem Wehrbeitrag folgt, nicht umgekehrt; unser Zeitalter ohne Wehrpflicht gilt daher nicht zufällig manchem als „postdemokratisch“.

Wenn Bürger sich nicht selbst verteidigen, tut dies jemand anderer für sie oder niemand; dann verlieren die Bürger Geld, Freiheit und Autonomie und werden Kunden, Vasallen oder Untertanen. Den Krieg provozieren nicht nur Erpresser, sondern auch Erpressbare; bürgerliche Selbstverteidigung stabilisiert den Frieden, wenn Wille und Fähigkeit der Bürger zur Verteidigung einen Angriff aussichtslos erscheinen lassen. So hat die Wehrpflichtarmee zwischen 1955 und 1990 durch Abschreckung den Frieden gesichert – und Gewalt nicht in homöopathischen Größen, sondern in Dimensionen des Schreckens organisiert.

Der Aufbau dieser Bundeswehr (490.000 Mann) brauchte zwanzig Jahre, die Wehrpflicht und einen Verteidigungshaushalt von drei bis fünf Prozent des Bruttosozialprodukts. Heute ist ihr Personal auf ein Drittel, die Zahl der Kampfpanzer auf ein Zehntel und die Reserve auf ein Dreißigstel geschrumpft – eine kleine Freiwilligenarmee als Kind der „Friedensdividende“, der „Einsätze“ und des humanitären Interventionismus der Jahrtausendwende. Sie auch nur auf 203.000 Männer und Frauen zur Verteidigung zu vergrößern, gelingt schon seit acht Jahren nicht – seit Ursula von der Leyens „Trendwende Personal“. „Gap year“ und „work and travel“ sind Massenphänomene, und doch motivieren Geld, Ausbildung und Status sowie Mobilität, Risiken, Abenteuer und Erfahrungsgewinn zu wenige zum Militärdienst. Russland hat mehr als eine Million Soldaten und zwei Millionen Reservisten, die NATO immer noch mehr, doch ohne die Vereinigten Staaten könnte sich Europa nicht verteidigen. Dass die Bundeswehr ohne Wehrpflicht mit einem Militäretat, der nur bis zu einem Prozent des BSP einnahmenfinanziert ist, in nur fünf Jahren, wie beabsichtigt, verteidigungsfähig gegen Russland werden könnte, ist unrealistisch.

Als Wehrpflicht verstanden wird meist der in Deutschland bis 2011 praktizierte, etwa einjährige Dienst junger Männer, mit danach gelegentlichen Wehrübungen. Schweden hat seit 2017 eine Wehrpflicht für Frauen und Männer, die vier Prozent (ca. 4000) eines Jahrgangs freiwillig ableisten, vergütet mit Bildungs- und Finanzvorteilen. Etwas Ähnliches schwebt der Bundesregierung vor, wie der Koalitionsvertrag (Sp. 4149ff.) festhält. So könnte man bei Geburtsjahrgängen von knapp 700.000 in diesem Jahrzehnt bis zu 100.000 Reservisten ausbilden, bei einer Beschränkung auf Männer dauerte es mehr als doppelt so lange und für Kriege heutiger Größenordnung viele Jahrzehnte. Das Modell käme zu spät: Ohne Wehrpflicht dürfte der geplante Aufwuchs der Bundeswehr kaum gelingen.

Die meisten Wehrpflichtmodelle variieren den in der Antike und seit der Französischen Revolution praktizierten Wehrdienst junger Männer; aber auch in den Staaten mit Berufsarmeen ist das Alters- und Geschlechtsband der Soldaten ähnlich: Männer zwischen 18 und 30 Jahren ohne ausgeprägte Affektkontrolle, ungebunden, mobilitäts- und risikobereit, mit geringer Lebenserfahrung und oft hoher Aggressivität: das Profil von Kriegern. Kriege des einundzwanzigsten Jahrhunderts erfordern anderes. Miniaturisierung und Skalierbarkeit der Waffen, ihre automatische Steuerung und kommunikative Vernetzung bedingen, dass kleine Gruppen sie einsetzen, selbst gefährdet durch derartige Waffen, daher hoch mobil und selbständig, aber

weiträumig koordiniert und gestützt auf komplizierte Taktiken, im Rahmen komplexer Operationsplanungen.

Dieser Krieg braucht Lernfähigkeit und Innovation, komplexes Wissen und Können; nicht nur als Stabsoffiziere, sondern in allen Funktionen von Kampf und Kampfunterstützung spielen auch Soldaten jenseits der 30 wichtige Rollen. Deutschland wäre in einem künftigen Krieg nicht nur Schlachtfeld, sondern Rückraum und logistische Drehscheibe. Dafür bedarf es einer Stärkung der militärischen Verteidigung, aber auch der Zivilverteidigung, Verkehrsinfrastruktur, Notfall- und Daseinsvorsorge; Rollen und Funktionen der Bürger darin sind vielfältiger und voraussetzungsreicher als im Kalten Krieg. Auf diese neue Funktionsvielfalt stellt sich die Bundeswehr ein, indem sie Reservern mit breiterem Alters-, Geschlechts- und Kompetenzprofil ausbildet – auch sogenannte Ungediente und auch außerhalb des Wehrdienstes, um die Fähigkeits- und Mentalitätsbasis der Bundeswehr zu verbreitern. Die geplanten sechs Heimausschutzregimenter mit 6000 Dienstposten dürften allerdings zu wenig und zu spät sein, und ohne Wehrpflicht wird ein größerer Aufwuchs kaum gelingen.

Für eine Wehrpflicht spricht auch: Die Bundeswehr als Freiwilligenarmee steht in der Gefahr, sich zur von der Gesellschaft abgeschotteten Behörde zu entwickeln. Nicht nur erhalten ihre Angehörigen selten gesellschaftliche Anerkennung; Mentalität und innerer Führung der Armee selbst schadet ihre Randständigkeit. Der Ukrainekrieg aber stellt sich als Innovations- und Lernmaschine dar, die falsche Maßstäbe und ihre Träger vernichtet. Einer Wehrpflicht bedarf es daher schon, um erstarrte Strukturen und Mentalitäten aufzubrechen. In ihrer gegenwärtigen Verfassung als Behörde, die über nicht weniger Generals- und Admiralsposten verfügt als zur Zeit ihrer dreifachen Größe, fehlen der Bundeswehr Ideenvielfalt und Realitätssinn, wie sie eine große Wehrpflichtarmee eher sicherstellen kann als eine kleine Freiwilligenarmee.

Es wird daher eines Pflichtdienstes in vielfältigen Formen bedürfen, damit Verteidigung zum gesamtgesellschaftlichen und -staatlichen Anliegen werden kann; Muster dafür gibt es: Bürgermilizen wie den estnischen Kaitseliit; sächlich und regional strukturierte nebenberufliche Milizverbände wie die National Guard in den Vereinigten Staaten; die Schweizer Miliz mit einer Wehrpflichtersatzabgabe, um Finanz- und Gerechtigkeitsprobleme der allgemeinen Wehrpflicht zu vermeiden; die Verzahnung von Armee, Wirtschaft und Gesellschaft, die in Israel Gesamtverteidigung möglich macht und Abschottung vermeidet. Denkbar sind Wochenend-, Ferien- und Feierabendkurse und -dienste wie im Baltikum. Militärische Pflichtdienste über ganze Berufsbiographien hin mit dem Leben der Bürger zu verzahnen und sich nicht allein auf die Aggressions- und Opferbereitschaft junger Männer zu stützen, sondern auf Wissen und Kompetenzen, Ideenreichtum, Initiative und Erfahrung der ganzen Gesellschaft, dürfte für eine republikanische Wehrpflicht in der Gegenwart essenziell werden.

Auch in der Ukraine unterstützt die Mehrheit den Krieg tatkräftig und lebt zugleich die Scheinnormalität eines friedlichen Alltags; darin liegt kein Defizit, sondern eine Realität der meisten Kriegperioden seit dem zwanzigsten Jahrhundert, die manifestiert, was zu verteidigen ist: das normale Leben normaler Bürger. Zur Überwindung der europäischen Schwäche sollte Verteidigung also eine Pflicht aller Bürger sein; auf absehbare Zeit dürfte dies wichtiger sein als sozialer Ausgleich und allgemeine Wohlfahrt, und es dürfte großer Anstrengungen bedürfen, wenn gelingen soll, was seit den Neunzigerjahren und erst recht seit 2014 nicht gelang: die Abschreckung gegenüber Russland.

Institutionen und Strukturen einer solchen Dienstpflicht zu entwickeln, die der Vielfalt und Komplexität des Lebens entsprechen, das verteidigt werden soll: Darauf sollte sich die Debatte über Wehrpflicht richten. Regierung und Bürger dürften bald erkennen, dass Freiheit nur verteidigt wird, wenn die Bürger dies als Pflicht selbst in ihre Hand nehmen. Mit „Opfer-Nationalismus“ (Eberl/Hofmann) hat das nichts zu tun, sondern mit Einsicht in die Situation: Nur wer verteidigungsfähig ist und sich verpflichtet, für die Freiheit Opfer zu bringen, kann verhindern, dass sein Leben und seine Freiheit tatsächlich zu Opfern werden.

Burkhard Meißner, Oberst der Reserve, ist Professor für Alte Geschichte an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr in Hamburg und Gründungsvorstand German Institute for Defence and Strategic Studies.

Mythen, Symbole, Rituale – Auftritte des Art Ensemble of Chicago sprengen die gewohnte Konzertsituation und markieren die Ausnahmestellung dieser Gruppe im zeitgenössischen Jazz. Oft ist die Bühne mit mehr als hundert Klangerzeugern überladen, viele davon sogenannte „little instruments“, die vor allem der Perkussion dienen. Das klassische Jazzinstrumentarium aus Saxophon, Trompete, Bass und Schlagzeug wird um Glöckchen, Hupen, Rasseln, Sirenen, Muscheln, Gongs und anderes Unorthodoxe erweitert.

Oft hat der Einsatz der „little instruments“ einen bewusst parodierenden Effekt. Ähnlich wie die Verfremdungseffekte im Brecht'schen Theater zielen die musiktheatralischen Momente des Art Ensemble auf Gefühlsverwirrung, auf vorsätzliche Desorientierung, wie sie der afrikanischen Musik nicht fremd ist. Eine gefühlige Stimmung in das Gehörte wird so verhindert, und fest verinnerlichte Wahrnehmungs- und Erfahrungsstrategien können aufgebrochen werden. Kostümierung, Tanzeinlagen, Pantomime, Komödiantisches, Parodie, absurde Dialoge, Gedichtrezitationen – all das kombiniert mit musikalischen Einflüssen aus Afrika (Trommelrituale), dem Black America (Work Songs, Blues, Gospel, Rhythm 'n' Blues, Jazz) und Europa (Walzer, Märsche etc.) ergeben eine subversive Mischung.

In der schnelllebigen Jazzszene ist es ein kleines Wunder, dass sich das Art Ensemble of Chicago als prominenteste Gruppe, ja als schillerndes Aushängeschild der AACM (Association for the Advancement of Creative Musicians), den Aufbruchgeist und rebellischen Idealismus seiner Anfänge bewahrt hat. Das Hamburger Konzert der Gruppe in der ausverkauften Elbphilharmonie trug deshalb auch den

ANZEIGE



Finden Sie auf **faz-archiv.de**

Reiseberichte im F.A.Z.-Archiv

Entdecken Sie im F.A.Z.-Archiv inspirierende Reiseberichte und faszinierende Destinationen aus den letzten 30 Jahren!

Frankfurter Allgemeine ARCHIV



Zusammen glänzen: Am Schlagzeug Almeister Don Moye, vorn James Brandon Lewis (links) und Aquiles Navarro Foto Sinje Hasheider

Aus uralter Zeit, in die Zukunft weisend

Wärmende Wir-Gefühle: In Hamburg triumphiert der Kollektivgedanke des Art Ensemble of Chicago

staunen machenden Titel „The Sixth Decade“. Mit diesem einzigen Auftritt in Europa, wo das Art Ensemble seit Ende der Sechziger seine treuesten Fans hat, wollte man nicht zuletzt die Gründungsmitglieder Lester Bowie, Joseph Jarman und Malachi Favors und ihre fortwirkenden Verheißungen einer „Great Black Music – Ancient To The Future“ ehren.

Zu diesem Zweck hat sich die Band einmal mehr einer radikalen Frischzellenkur unterzogen. Ob der junge Posaunist und Keyboarder Simon Sieger mit seinen Growl-Effekten an die zeitgenössische Musik des von Pierre Boulez gegründeten Pariser Ensemble intercontemporain erinnert oder die Violinistin Yuniya Edi Kwon mit ihren koreanischen Folk-Modulationen den Resonanzen des Lebens nachspürt – auch in der mittlerweile fünften Ausgabe des Art Ensemble gehen Improvisation, Transformation und Zeremonien Hand in Hand.

Während der Drummer und Multi-Perkussionist Don Moye, Altmeister aus der ersten Art Ensemble-Generation, das neue formierte Septett im Hamburger Konzert souverän zusammenhielt, konnte der ebenfalls noch aktive Doyen Roscoe Mitchell krankheitsbedingt nicht nach Europa reisen. An seiner statt hatten der Trompeter Aquiles Navarro aus

der Gruppe Irreversible Entanglements und James Brandon Lewis, vielfach als Tenorsaxophonist der Stunde gefeiert, ihre Instrumente im Spiel. Auch dieses Septett, das wurde schon im einleitenden Kreis-Ritual deutlich, atmete einen egalitären *spirit*, der sich noch immer aus dem verführerischen Konzept einer „Great Black Music“ speist.

Dieses künstlerische Credo war von Anfang an mehr als eine clevere Marketing-Kategorie. Während „Great Black Music“ eine neuzeitliche Form archaischer Mythologie umschreiben soll, bedeutet „Ancient To The Future“ so viel wie „Aus uralter Zeit, in die Zukunft weisend“. Die „Great Black Music“ kommt demnach aus der Vergangenheit, verwirklicht sich in der Gegenwart und ist ein Versprechen auf Kommendes. Dabei hat das Art Ensemble den Slogan immer als Kampfbegriff gegen das ungeliebte Label „Jazz“ eingesetzt.

Mit Jazz im traditionellen Sinn hatten die betörenden Klangrituale in der Elbphilharmonie dann auch nur noch wenig zu tun. Zarte Klangflächen breiten sich aus, zeigen erste Anzeichen brodelnder Verwirbelung, ein dumpfes Grollen der Orgel mündet in ein ekstatisches Solo von James Brandon Lewis. In seinem Saxophonon schwingen noch immer die Gospelerfahrungen seiner Kindheit mit. Sein

Sinn für lyrische Melodien, immer wieder durchsetzt von perkussiven Klangeffekten, seine tiefe Verwurzelung in der Tradition von Tenoriganten wie John Coltrane, Albert Ayler oder Sonny Rollins, all das lässt ihn als Glücksfall in der aktuellen Art-Ensemble-Version erscheinen. Oft duelliert er sich mit dem Trompeter Aquiles Navarro, der in Toronto als Kind einer aus Panama geflüchteten Familie zu Welt kam. Die glorios improvisierten Fanfaren, die er seiner Trompete entlockt, scheinen mal die Ankunft einer kosmischen Dignität und dann wieder das Heulen hungriger Höhlenhunde zu verkünden.

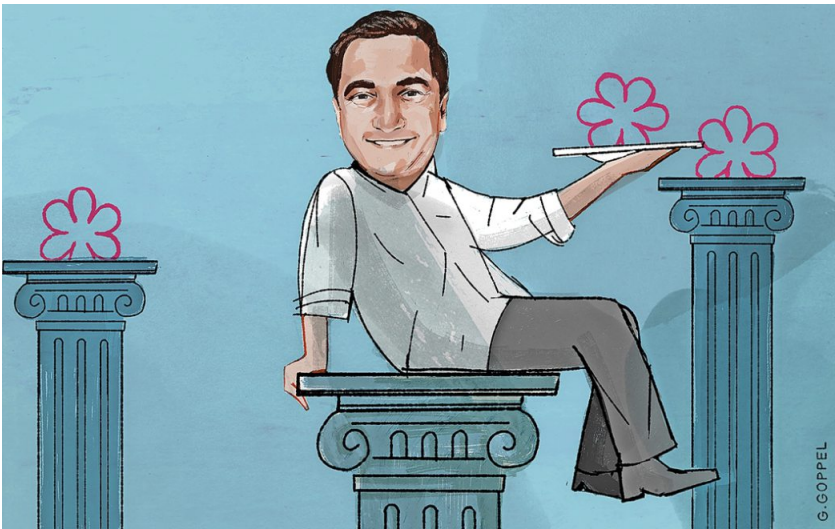
Aus dem pulsierenden Septett kristallisieren sich immer wieder Trio- und Duoformationen heraus, die für wahre Lehrstücke afrikanischer Trommelsprache sorgen. Und nicht nur die Violinisten Yuniya Edi Kwon erprobt dann die perkussiven Potenzen ihres Saiteninstruments. Nicht zuletzt der afrikanische Conga-Virtuose Dudu Kouaté verleiht der Gruppe in solchen weitgreifenden Drumming-Exkursionen eine unerhörte Schubkraft. Suchende Free-Jazz-Improvisationen wechseln mit bluesdurchtränkten Balladen und Funk-betonen Up-Tempo-Nummern. Am Ende der neunzigminütigen tour de force durch den Stil-Dschungel muss natürlich der Art-Ensemble-Klassiker „Odwalla“ stehen – ein Ohrwurm, der in ein spontanes Verbrüderungsritual mit dem vollends enthusiastierten Publikum mündet: Da ist er wieder, der Geist künstlerischer Gemeinschaftlichkeit, der auf kollektive Klangproduktion sogar außerhalb der Gruppe zielt. Und so schreibt Don Moyes Verkündigungs-Slogan „Together We Shine!“ nur jene Kollektiv-Emphase fort, die dem Art Ensemble von Anfang an eingeschrieben war.

PETER KEMPER

GESCHMACKSSACHE

Die letzte gute Gewissheit

Die „Schwarzwaldstube“ in Baiersbronn ist das traditionsreichste Drei-Sterne-Restaurant Deutschlands – und es nicht in Musealität erstarren zu lassen eine Herkules-Aufgabe, die Küchenchef Torsten Michel bravourös meistert.



Torsten Michel ist noch nie ein Kind von Aromentraurigkeit gewesen und bleibt sich selbst gerade in Zeiten der einstürzenden Gewissheiten nibelungentreu. Aus seinen bretonischen Austern macht er völlig frei von modischem Minimalismus oder asketischer Selbstkasteiung ein Sinnesfreudenfest, serviert die Meeresfrüchte einerseits glasig gegart, andererseits als Gelée, Vinaigrette und luftige Kugel aus aufgeschäumten Austernwasser, kombiniert sie mit Pâssier-Pierre, Stabmuscheln, Kopfsalat als zartestem Herz und feinstem Sorbet – und mit derart viel Kaviar, als säßen wir an der Tafel des Zaren von Russland. Es ist ein fast schon verschwundensüchtiger Teller, so kraftvoll wie komplex, so harmonisch wie elegant, so virtuos wie einfallsreich. Und kaum glaubt man, damit sei das Maß an Geschmacksopulenz ausgeschöpft, kommt ein Kaisergranat auf den Tisch, der die Austern spielend übertrumpft – mit Kokos, Kaffirli-

mette, Chili, Coraille-Creme, gerösteten Erdnüssen, reduziertem Krustentier-Jus und Gurken-Garnelen-Salat, einem wahren Aromen-Basar, der selbst geübte Feinschmecker an den Rand ihrer Aufnahmefähigkeit bringt.

Erfrischend dezent ist bei all dieser Opulenz das Ambiente der neuen „Schwarzwaldstube“, deren Vorgängerin 2020 bei einem Brand zerstört wurde und die 2022 nach einem Intermezzo in einem Provisorium ihr neues Domizil an alter Stelle bezog. Eichenholzpaneele mit Millionen mikroskopisch kleiner Löcher, die den Schall wie von Zauberhand schlucken, ein geometrisch strenger Kronleuchter, der an ein Fischskelett erinnert, und große Fensterfronten, die den Blick ins Tonbachtal öffnen, befreien das Lokal von jeder Schwere des Schwarzwälder Schnitzholzbarocks. Und das junge, turnschuhtragende Serviceteam mit Chef-sommelier Stéphane Gass an der Spitze

lässt ohnehin nicht die Spur von Steifheit aufkommen. Der Elsässer Gass, längst einer der besten Sommeliers der Welt, ist auch schon seit 35 Jahren in der Traube Tonbach und der lebende Beweis dafür, dass Kontinuität nicht in Stagnation enden muss.

Die anderen Beweise liefert Torsten Michel am laufenden Band, einen gebratenen Wolfsbarsch mit Pinienkern-Couscous-Mousseline, Dattellessig und Lachskaviar zum Beispiel, oder ein Filet vom australischen Wagyu, als Tournedos serviert und als transkontinentaler Liebesbeweis der Lebenslust zelebriert. Das Fleisch, zart wie eine Mousse und doch aromenstark wie ein Entrecôte, glasiert Michel mit dem Lack der traditionellen Kabayaki-Fischgerichte aus Japan und krönt es passend dazu mit einem Räucheraal. Das allein ist schon eine Sensation. Doch dann arrondiert der Chef sein Fleisch auch noch mit Krauser Glucke und Lotuswurzeln, Shiitake-Kompott und geschmorter Sellerie, gießt eine ungeheuer intensive Sauce mit Ingwer und Yuzu an und zeigt damit meisterhaft, wie inspirierend eine fest in der Tradition verankerte Küche sein kann.

Ganz klassisch wird es dann beim Käsewagen, einer hölzernen Handanfertigung für die „Schwarzwaldstube“, der – „très français“ – selbstredend vor den Desserts angerollt kommt und nicht nur mit zwei Dutzend Sorten aus Schafs-, Ziegen- und Kuhmilch bestückt ist, sondern auch mit einer ganzen Delegation passender Alkoholika. Stéphane Gass schenkt weißen Madeira und uralten Port, Spätlesen von der Mosel und die besten Jahrgänge der größten Champagner zu den Käsen aus, ein weiteres Detail der opulenten Generosität, wie man sie in deutschen Spitzenhäusern kaum noch findet. Eine Tarte Tatin mit Sauerrahmschnee, Apfelwein-Sud und Calvados-Bonbons, zu dem ein 2011er Rieussec-Sauternes aus dem Hause Rothschild gereicht wird, und eine dekonstruierte Schwarzwälder Kirschtorte aus Sauerkirsch-Coulis und Schokoladen-Soufflé beschließen den Abend so, wie er begonnen hat: in der Gewissheit, dass diese verrückte Welt auch gut und schön sein kann.

JAKOB STROBEL Y SERRA

Schwarzwaldstube, im Hotel Traube Tonbach, Tonbachstraße 237, 72270 Baiersbronn, Telefon: 07442/492665, www.traube-tonbach.de. Menü ab 295 Euro.